

HEYNE <

Das Buch

»Kinder und Alte haben die gleichen Schwierigkeiten mit dem Schuhzubinden. Für beide wurde der Klettverschluss erfunden. Und der Reißverschluss. Sobald ich mir die Schuhe nicht mehr allein zubinden kann, möchte ich nicht mehr leben. Wir werden sehen.«

Wer alt wird hat Glück – schon allein weil er erlebt und erkennt, welches Unglück das Alter ist: Ein Fluch, den man zum Segen erklären muss; nichts anderes bleibt einem übrig. Wie will man auch fortschreitendem Verfall und unaufhaltsamer Zerstörung anders begegnen als mit Trotz? Oder ist der glücklicher, dem das Alter erspart bleibt? Und was ist mit den Jungen, denen eine stetig wachsende Zahl von Alten im Weg steht?

Selten hat jemand so klug, so pointenreich, vergnüglich und nachdenklich über das geschrieben, was uns allen bevorsteht.

Der Autor

Hellmuth Karasek, Journalist und Schriftsteller, leitete über 20 Jahre lang das Kulturreport des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL. Jetzt ist er Mitherausgeber des Berliner TAGESSPIEGEL. Er veröffentlichte 1992 *Billy Wilder – Eine Nahaufnahme*, 1996 *Go West, eine Biographie der 50er Jahre*, 1996 *Mein Kino*, 1997 *Hand in Handy*, 1998 *Das Magazin*, 2000 *Kanonen auf Spatzen*, 2001 den Roman *Betrug* und 2002 *Karambolagen. Begegnungen mit Zeitgenossen*.

Hellmuth Karasek

Süßer Vogel Jugend
oder Der Abend
wirft lange Schatten

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen Papier

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 09/2008

Copyright © der Originalausgabe 2006

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © dieser Ausgabe 2008

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2008

Umschlaggestaltung: © b3k-design

Umschlagfoto: © Elliott Erwit / Magnum Photos / Agentur Focus

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40547-9

www.heyne.de

Süßer Vogel Jugend oder

Der Abend wirft längere Schatten

Alter ist immer noch das einzige Mittel,
das man entdeckt hat, um lange leben zu können.

José Ortega y Gasset

Inhalt

Das Zirpen der Grillen	11
Die Wut über den verlorenen Groschen	26
Wachtraum: Ödel sei der Mensch, hilfreich und gut	34
Im freien Fall	40
Wachtraum: Nicht jugendfrei	43
Hartz-Reise zum Blocksberg	46
Im Sog der Elemente	54
Kollegen, Freunde: Unter Geiern	58
Der ewige Jugendstil	63
Schlafes Bruder	73
Im Konjunktiv	88
Unsterblichkeit	98
Das ewige Leben – ein Traum ohne Todesfurcht	107
Der Jungbrunnen	121
Marienbad – der letzte Jungbrunnen	127
Schönheit ist machbar, Herr Dr. Nachbar	146
Am Styx – ein Traum	154
Zwei Ärzte	162
Erinnerung an eine weiße Wolke	173
Matchpoint	177
Vom armen und vom reichen B. B.	191
Es war einmal	196
Wie Onan seine Nachkommen in den Sand setzte	204
Als die Eltern noch Mutti und Vati waren	209

Von der Resignation	219
Wohin mit den Alten?	230
Das Alter – ein Witz	237
Vom Hölzchen aufs Stöckchen	243
Gesegnetes, verfluchtes Alter	250
Großväter und Großmütter – Das zweite Alter	256
Gevatter Tod	263
Quellennachweis	272

Das Zirpen der Grillen

Wer Grillen jagt,
wird Grillen fangen.
Deutsches Sprichwort

Früher hieß es von den Alten, dass sie »Grillen« haben, »Grillen fangen«, was so viel bedeuten sollte wie Marotten haben, wunderbarlich werden und versponnen, zu fixen Ideen neigen.

Ich bin den Grillen bei einer gründlichen Untersuchung, einem sogenannten »Check-up«, begegnet, bei dem sich Apparate über uns hermachen, die immer genauer, immer bunter, mit immer phantasiereicheren Bildern und Symbolen unser Innerstes nach außen bringen, in teils naturgetreuen, sozusagen in der Körperlandschaft abfotografierten Bildern, teils in Bildern, übersetzt aus Daten vom pulsierenden Pumpen in der Aorta, von der Ausdehnung der Leber, der Füllung der Blase. Ultraschall heißt das. Und die Bilder, die produziert werden, haben die gleiche Entwicklung durchlaufen wie der Film und das Fernsehen: Sie werden immer bunter, können Töne absondern und werden von Computern gesteuert. So habe ich meine Kinder bereits im Mutterleib sehen können, damals noch als primitive schwarz-weiß schraffierte Strichzeichnung, wenn auch bewegt. Und der Arzt fragte: »Wollen Sie wissen, was es wird?« Und wir, die künftige Mutter und ich, haben »Nein« gesagt. Und er hat zu seinem Glück gesagt, er wisse es auch nicht. Zu seinem Glück! Denn wenn er etwas gesehen hätte, hätte er bloß etwas sehen können, was nur ein Junge hat. Logisch! Der

Mehrwert! Das Plus! Selbst Tomographen sind Chauvis! Es wurde ein Mädchen.

Inzwischen zeichnen die Geräte die Babys in Utero als hinreißende Technicolor-Bilder auf. Der Fortschritt lässt sich auch hier nicht aufhalten. Und das Alter bleibt auch hier hoffnungslos zurück.

Eines Tages werde ich traurig sagen: »Ich gehöre noch zu der Generation, die ihre Babys nur unscharf schwarz-weiß im Bauch der Mutter gesehen haben!« Und meine Tochter wird sagen: »Ich habe mein Baby farbig gesehen. Farbig, scharf gestochen. Wie im richtigen Leben!«

Alles ist viel genauer. Und so hat die Assistentin mir alles auf dem Bildschirm des Ultraschallgeräts gezeigt, wirklich alles, nachdem sie lange gebraucht hatte, das neue Gerät zu verstehen. Sie musste erst mit ihrer Kollegin telefonieren. Und hat dann immer »Aha« gesagt. »Aha!« und eine Taste bedient. »Aha! Ja so!« – »Ich muss mich entschuldigen«, sagte sie zu mir, »ich war länger im Urlaub, und in der Zeit haben wir einen neuen Sonographen bekommen. Elektronisch!« – Ich sah also blaue und rote Blutströme ums Herz und aus dem Herzen pulsieren, manchmal schaltete die Assistentin auf Momentaufnahme, und das Bild blieb stehen, und mir stockte der Atem unwillkürlich, als wäre mein Herz über den Stillstand so erschrocken, dass es stillestehen wollte. Doch dann, Gott sei Dank, setzte sie das Herz wieder in Gang, ich atmete durch. Sie konnte es auch klopfen lassen. Und dann schlug es laut, regelmäßig, aber schleppend, fast ein wenig schmatzend. Und ich war meinem eigenen Herzen noch nie so fremd gewesen – außer bei einer Gemeinheit, wo ich es auch laut schlagen hörte, wenn auch nicht so laut.

Einmal habe ich auch schon in mein Herz gesehen. Nicht nur sonogramatisch übersetzt, sondern wirklich. Tief ins Herz. Durch eine Kanüle, die Bilder senden konnte. Aus dem Herzen und seiner Finsternis. »Das Herz ist ein Muskel, Maske«, heißt es bei Carl Sternheim in der »Hose«. Aber was für einer!

Dass ich in mein Herz blicken durfte, hing damals schon, es ist zehn Jahre her, mit dem Alter zusammen! Ich war früh ins Büro gekommen, noch vor den Sekretärinnen, und hatte mir so ungeschickt die Post und einen Stapel neuer, unausgepackter Bücher unter den Arm geklemmt, dass mich bald darauf ein ziehender Schmerz im linken Arm und in der Brust plagte. Das heißt, er plagte mich nicht, weil er leise war, er beunruhigte mich, weil ich mit meinem in den Illustrierten angelesenen medizinischen Halbwissen (Halbwissen ist noch geprahlt, Deziwissen wäre besser, auch eher ein Fluch als ein Vorteil der Informationsgesellschaft) dachte, Achtung!, das habe ich doch neulich im »Stern«, oder war es in der »Bunten«, egal, gelesen: So kündigt sich ein Herzinfarkt an. Allerdings nur, wenn er mit einem tiefen unerklärlichen Angstgefühl verbunden ist.

Ich hatte kein unerklärliches dumpfes Angstgefühl, bekam es aber sofort, als ich mich angesichts des langsam wachsenden Schmerzes an die Lektüre des »Stern« oder der »Bunten« erinnerte. Unsinn, dachte ich und wollte den Gedanken an den Schmerz beiseiteschieben, als die Sekretärin hereinkam, mich begrüßte und mir irgendetwas von einem Anruf sagte und dass ich dringend zurückrufen solle. War es, weil diese Mitteilung mich an die Nervensäge erinnerte, die sich hinter dem Namen zu dem Rückruf verbarg, war es, weil ich beim Herumdrehen zu der Sekretärin wieder auf meinen Schmerz aufmerksam wurde, jedenfalls machte ich offenbar eine übertriebene Leidensmiene, vielleicht auch um mich vor weiteren unangenehmen Terminankündigungen meiner Sekretärin zu schützen!

Sie sah mich an und fragte erschrocken: »Fehlt Ihnen was? Haben Sie Schmerzen?«

»Ach, es ist nichts«, sagte ich scheinbar beschwichtigend, aber in Wahrheit hypochondrisch aufwiegelnd. »Ich hab nur so einen momentanen Schmerz in der Brust« – ich zeigte auf meine Herzgend – »der zieht sich in den linken Arm hier!« Ich folgte mit dem

rechten Zeigefinger dem unsichtbaren Aderverlauf im linken Arm herab bis zum Handteller.

»Damit soll man nicht scherzen«, sagte die Sekretärin. »Vor allem nicht in Ihrem Alter.«

Offenbar hatte sie auch den Artikel im »Stern« oder in der »Bunten« gelesen. Oder eine entsprechende Gesundheitssendung im Fernsehen gesehen. Oder die Apothekerzeitschrift mitgenommen, als sie sich Aspirin besorgte oder Zahnseide.

Ich zuckte die Achseln. Das heißt, ich wollte die Achseln zucken, was aber nur den Schmerz im Arm verstärkte.

»Damit soll man nicht spaßen!«, wiederholte die Sekretärin.

»Ich weiß«, sagte ich, »vor allem nicht in meinem Alter.«

»Soll ich einen Arzt rufen?«, fragte sie.

»Geben Sie mir noch eine halbe Stunde«, bat ich sie. »Wenn es dann nicht besser wird ...«

»Also gut«, sagte sie, »eine halbe Stunde ... wenn es dann nicht zu spät ist ...«

Sie hat dann aber gleich den Notarzt angerufen. Sie war eine Ausfallssekretärin, und ich war wirklich nicht mehr der Jüngste. Von einem gewissen Alter an, so steht es in der »Apothekerrundschau«, im »Stern« und in der »Bunten«, ist man dauernd in Gefahr.

Dann kam mit Blaulicht ein Notarztwagen. Und zwei Männer maßen meinen Blutdruck, fühlten meinen Puls, schnallten mich auf eine Trage und fuhren mich im Lift hinunter. Die Menschen in dem Bürohaus, die mich sahen, blickten mich mitleidig an, ließen ihre Augen besorgt meiner Trage folgen. Und dann ging es ins Krankenhaus. Dort wartete ich zwei Stunden, da aber mein Schmerz nicht nachließ, wartete ich geduldig. Und alles wurde wieder gemessen und wieder nichts festgestellt. Ich wurde in einen Flur gelegt, und ein Arzt mit einem jugoslawischen Namen auf dem Namensschild sah meinen tschechischen Namen auf dem Bettschild und fragte: »Du krank? Was fehlen?«

Und das trotz meines Alters! Daraufhin hat ihm die Schwester, die neben ihm stand, etwas ins Ohr geflüstert. Und er ist gegangen. Später kam er zurück und sagte fließend, die Schwester kenne mich aus dem »Literarischen Kabarett«. Ob das sein könne. Dann wollte der Chefarzt einen Buchtipp von mir, nachdem er mir gesagt hatte, dass mir nichts fehle. Trotzdem wolle er mich zur Beobachtung da-behalten. Ich musste aus der Klinik flüchten, weil ich in München eine Lesung hatte.

Zurück in Hamburg, hatte ich wieder das schmerzliche Ziehen in der Brust. Und als ich einen befreundeten Oberarzt des gleichen Krankenhauses bei einer Abendveranstaltung traf, sagte auch er: »Damit soll man nicht scherzen! Lass uns auf Nummer sicher gehen.« Und holte mich nächstens wieder ins Krankenhaus.

Und dann wurde ich für eine Computertomographie in eine Trommel geworfen. Und dann stellte sich heraus, dass es nicht das Herz, sondern ein eingeklemmter Nerv war.

Also wurde ich zu einem anderen Arzt geschickt, der sich mein Röntgenbild ansah und »Hmm!« sagte.

Und dann erzählte er mir, dass unser Rückgrat nicht für den auf-rechten Gang geschaffen sei. Wir Menschen! Wir Steppentiere! Zu-erst Jäger, Sammler und Aasgeier auf allen vieren. Mit dieser fal-schen Wirbelsäule, das könne nicht funktionieren! Erst recht nicht, seit wir über dreißig Jahre alt würden.

Ich lächelte geschmerzt.

Mein Nerv habe sich in der Wirbelsäule verklemmt, weil ein Wir-bel ... Und dann empfahl er mir eine gymnastische Therapie.

Mein Schmerz verflog aber schon auf dem Heimweg. Wahrschein-lich hatte sich der Nerv aus Angst vor der gymnastischen Therapie selbst aus der Verklemmung im Rückenmarksgelenk befreit. Und ich konnte, obwohl längst über dreißig, beim aufrechten Gang bleiben. Ohne Gymnastik und ohne Gesundheitsschuhe.

Doch zurück zu meinem Check-up 2006 und den Grillen des Alters.

Als nämlich der Arzt das Ergebnis vom Ultraschall in Technicolor in Händen hielt, sagte er mir, eigentlich sei alles in Ordnung: EKG, Belastungs-EKG, Ultraschall. Nur die eine Herzklappe, die gebe am unteren Ende ein wenig nach, aber es sei so wenig, dass es den Bluteintritt in die Herzkammer nur unwesentlich beeinflusse. Eigentlich überhaupt nicht. Und bis vor ein paar Jahren hätte das mit einem Ultraschallgerät noch gar nicht festgestellt werden können. Und so solle ich mich *darum* – seine Betonung lag auf »darum« – gar nicht kümmern.

Und ich sagte, ich hätte vor Jahren auch nicht schon vorher wissen wollen, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird.

Der Arzt sah mich verwirrt an, als er aus meinem Dossier den Kopf hob.

Nicht bei mir, sagte ich. Bei meiner Frau.

Immer noch blickte der Arzt konsterniert.

Ich sagte: Als sie schwanger war.

Jetzt war er beruhigt und blickte wieder in seine Papiere, in die vorliegenden Resultate des Check-up, natürlich fehlten noch die Werte der Blutproben, der Urinproben, der Kotproben – was der Körper so alles hergibt, um den elektronischen Detektiven Material für die ausgefeiltesten Befunde zu geben –, auch das gab es, als ich jünger war, noch nicht, längst noch nicht.

Mich hatte die ganze Zeit schon eine Unruhe befallen, eine Art Prüfungsangst, kurz bevor die Resultate verlesen werden. Dabei wurde nicht nach meinem Wissen gefragt, sondern nach meinem Zustand, also nach meiner Perspektive für den freien Fall der nächsten Jahre, der vorletzten Jahre, der letzten. Dabei hatte ich doch, während die Prüfung ablief, gar nichts geleistet, sieht man mal ab vom Belastungs-EKG, von den Lungenüberprüfungen beim Atmen, den zusammengekniffenen Augen beim Buchstabenlesen, den gespitzten Ohren (soweit sie unter Kopfhörern als gespitzt bezeichnet werden können), den Reaktionen der Nerven.

Diese Angst, die meinen Puls beschleunigte, meinen Mund trocken werden ließ, war nicht etwa nur die Angst vor einem Urteilspruch, der für die Zukunft Schmerzen, Leiden, Entbehrungen, Verzichte, Behinderungen bedeuten könnte. Das sicher auch.

Ein solcher Check-up, eine solche Generaluntersuchung ist aber immer auch ein Urteil darüber, wie ich gelebt habe. Im strengsten Sinn des Wortes also ein moralisches, ja sogar ein theologisches Urteil. »Was hast du mit deinem Leben angefangen, Jedermann?«, fragt der Arzt, wenn er die Antworten vorliest. Wie hast du es geführt? Wie mit dem Pfund gewuchert, das du mitbekommen hast? Wie hast du deine gesundheitlichen Talente gepflegt, verpfuscht, verschleudert, wie bist du mit dir umgegangen?

Ich muss mich also nicht nur darum sorgen, ob es mir künftig gut gehen wird. Ich habe auch die Verantwortung für meine Taten und meine Unterlassungen. Ich stehe vor dem Arzt wie vor einem Sozialgericht und werde im Namen meiner Nation mit Fragen bedrängt, die da lauten: Musstest du deine Muskeln so verweichlichen lassen, dass sie deine müden Knochen nicht mehr auf Trab bringen? Musstest du dir die ungesunden Fettwerte anfressen, die schlechten Leberwerte ansaufen? Musstest du so viel rauchen, bis du kurzatmig geworden bist, so leichtsinnig Auto fahren, dass du deinen Ellbogen zerstört hast? Oder deine Hüfte? Und überhaupt.

Eine ärztliche Untersuchung über sich ergehen lassen heißt, um Ibsen zu zitieren, Gerichtstag halten über sich selbst. Den Gesundheitszustand ermittelt ein Arzt wie ein Staatsanwalt und Richter in einer Person. Er baut Indizienketten gegen Patienten auf. »Schuldig«, sagt er, und das klingt fast so bedrohlich wie einst das »Mens sana in corpore sano«. Heute sind Raucher potenzielle Verbrecher. Nicht nur für die Passivraucher, sondern weil sie die Kassensysteme belasten, die Pflegeversicherung verteuern. Die Völlerei ist wieder ein Laster wie im Mittelalter. Schon allein die Altersstatistik macht uns zu potenziellen Altlasten.

Die Unschuld ist verloren. Während meiner Studentenzeit gab es den Witz von dem Mann, dem der Arzt sagt, nachdem er ihn untersucht hat: Mein lieber Mann, Ihr Magen ist schwer angegriffen, Ihre Nieren sind überlastet, Ihre Leber ist geschwollen. Sie trinken zu viel. Wie stellen Sie sich das weiter vor? Worauf der Mann antwortet: Jetzt, Herr Doktor, dann sauf i noch a bissle auf der Milz rum!

Das war damals Galgenhumor. Und ist heute nicht mal mehr für den Karneval ein Witz. Die fortgeschrittene Diagnostik mit ihren filigranen Befunden ist ein Segen. Aber sie nützt auch einem Schnüffelsystem für die Krankenversicherung.

Mein Richter, mein Doktor, zeigte sich milde. Ich habe Glück gehabt, weitgehend. Gute Gene! Eine robuste Natur! Was er vorlas, versah er meistens mit dem Zusatz: »Ihrem Alter entsprechend!« Dass ich die hundert Meter nicht mehr in 11,9 laufe, ist »meinem Alter entsprechend«. Dass ich sie nie besser als 14,0 lief, war meine Schuld. Zu wenig Training, zu wenig Ehrgeiz, zu bequem. Aber das ist verjährt. Jetzt achte ich auf meine Gesundheit. Wie einer, der ins Kloster geht, weil es nirgendwo anders mehr geht. Innere Einkehr. Ich bin trotz meiner Vita, meines Lebenswandels, aufgenommen in den Kreis der sozial verträglichen Gesunden. Auch bei der Gesundheit geht Glück vor Leistung: Bis jetzt ist es ja gut gegangen, sagt der vom Hochhaus Stürzende auf seiner Bahn.

Der Arzt blätterte in den Unterlagen. »Die Lungenleistung«, sagte er, »gut! Ihrem Alter entsprechend!« Ich dachte an die Qualen, die mir die Freuden des Rauchens bereitet haben. Wie ich des Nachts Kippen wieder anzündete. Mich anzog, wenn ich keine Zigarette hatte, manchmal sogar bewusst, um es mir abzugewöhnen. Wie ich um ein Uhr nachts auf leeren Straßen nach Passanten suchte, Betrunkene höflich anrumpelte, sie bat, mir doch einen Zehnmarkschein oder ein Fünfmarkstück zu wechseln, für den Zigarettenautomaten. *Tempi passati*. Die Lunge wenigstens hat mir verziehen. Selbst die zahllosen Detektiv-Aufnahmen von der Lunge durch die

Computertomographie weisen Teer, Rauch und Nikotin, wenn überhaupt, als Narben einer leichten Lungenentzündung aus.

»Die haben Sie wahrscheinlich überhaupt nicht bemerkt«, sagte der Arzt.

»Nein, die habe ich nicht bemerkt«, sagte ich, schuldbewusst über meine Ahnungslosigkeit.

»Das war früher so«, beruhigte mich der Arzt. Und ich ergänzte in Gedanken: Man starb früher, ohne zu wissen, warum. Man lebte weiter, früher, ohne zu wissen, warum. Was die Gesundheit anlangte, war das Leben ein Ritt über den Bodensee.

Der Arzt blickte weiter in die Papiere. Zahlenkolonnen, deren Exaktheit sich immer durch Bruchstellen hinter dem Komma erweist und die mit dem mathematischen Zeichen für »größer« und »kleiner« in Relation zum Normalfall gesetzt werden. Die Geräte rechnen uns in Zahlen um, die sich durch größere oder geringere Abweichung von der Norm ergeben. Je geringer wir von ihr abweichen, desto gesünder sind wir. »Alles im grünen Bereich«, heißt die entsprechende Redensart. Keine Warnlämpchen gehen an. Die medizinischen Maschinen prüfen den Patienten, als wäre er ihresgleichen. Öldruck, Luftdruck, Blutdruck, Oktangehalt im Treibstoff. Abnutzungserscheinungen des Materials.

Ich bin froh, dass das so ist. Früher, als mein Vater, schon alt und schwer krank, zum Arzt kam, musste er sich »oben frei« machen, wurde abgehört und abgeklopft. Dann sagte der Arzt: » Sie sollten aufhören zu rauchen! Und keinen Alkohol! Jedenfalls möglichst wenig!« Mein Vater hatte in seinem langen Leben nie geraucht und so gut wie nie getrunken. Ein Glas Wein zu einem runden Geburtstag kam schon einer Orgie, kam einem Exzess gleich. Und dann ließ er es auch noch halb voll stehen. »Es schmeckt mir nicht!«, sagte er entschuldigend und zuckte die Achseln. Ich wollte, ich hätte die Achseln so zucken können. Aber Söhne lernen von Vätern nix. Höchstens das Gegenteil. Er war gewandert, war Bergsteiger, Skifahrer, Langläufer.

Beim Schwimmen hatten er und seine jungen Freunde sich darauf beschränkt, junge Mädchen, die dazu halb ängstlich, halb freudig kreischten, ins Wasser zu werfen wie zappelnde Fische. Backfische. Das war wie für meine Kinder die Disco. Nur nicht so laut.

»Was das Gehör betrifft«, sagte der Arzt. »Sie haben Schwierigkeiten im Bereich der ganz hohen Töne!« Aber auch hier beschwichigte er mich gleich wieder. »Was in Ihrem Alter eher normal ist!«

»Was heißt das?«, fragte ich.

»Das heißt«, sagte der Arzt und lächelte fein und milde, »dass Sie beispielsweise keine Grillen mehr hören können. Wenn Sie nach Italien oder Griechenland fahren!«

Mir fuhr die Erinnerung durch den Kopf, wie ich das erste Mal, es war in Spanien an der Costa Brava, des Abends vom rhythmischen Geschrei der Grillen und Zikaden überfallen wurde. Es war ein Lärm in der Stille, fast ein Aufruhr in der beginnenden Dunkelheit.

»Das also auch nicht mehr«, sagte ich. Und es sollte leicht und ironisch klingen, so als könnte ich auf die Grillen besonders unbekümmert verzichten. Weg mit Schaden. Während ich mir vorzustellen versuchte, welche Segmente von Konzerten künftig jenseits meiner Hörschwelle liegen würden, ich also von ihnen abgeschnitten wäre, sagte der Arzt, und er meinte es begütigend und wohltuend ungenau: »Es bleibt ja noch so viel!«

Einmal, das mag jetzt auch schon acht, neun Jahre her sein, hatte ich im Sommer mein Gehör so gut wie ganz verloren. Wir waren, wie seit vielen Sommern, mit den Kindern während der Schulferien nach Mariawörth am Wörthersee gefahren. Es war die Zeit, als uns die Tochter und der Sohn das Nachtleben erst allmählich, dann weitgehend abgenommen hatten. Wir saßen am Abend nach dem Essen zusammen, spielten Skat oder Tabu, wobei Skat das einzige Spiel war, bei dem ich den Triumph erlebte, dass sich meine Kinder rückhaltlos und rücksichtslos mit mir gegen ihre Mutter verbündeten: Ihr wurde

die Rolle der Verliererin zugewiesen, die sie getreulich erfüllte. Sie wusste, dass sie mich tagsüber beim Wasserskifahren, wie übrigens in den Winterferien beim Skifahren, längst abgehängt hatte. So gönnte sie mir großzügig diese Momente des Triumphs, in denen ich, von starken, aufstrebenden Kindern flankiert, noch einmal auf einem Nebenkriegsschauplatz, beim Skat, die Rolle des Rudelführers und des Leitpavians spielen konnte. Doch waren diese Triumphe kurz, denn in Wahrheit drängte es die beiden nach Velden in die Disco, wo sie mit altersgleichen Jugendlichen aus dem Hotel hinzogen, während wir zurückblieben, ich noch ein Weilchen bei einem Glas Wein auf den See blickte, um dann in der Hotelbar nach erwachsenen Skatspielern Ausschau zu halten oder mich gleich zu meiner Frau mit einem Buch zurückzuziehen. Das alles im lange besonnenen Abendglanz, dessen Schimmer später, Abend für Abend, das Mondlicht silbern übernahm. Dieser Abendglanz, dieser Mondschrimer sind schon starke, wenn auch wehmütige Argumente für das Älterwerden.

Manchmal zog auch ein Gewitter auf, ein gewaltiges Spektakel, dem die Bäume in der folgenden Stille noch eine Zeit lang weinend nachtropften. Auch diese Aufgeregtheiten überlässt man, stellvertretend, gern der Natur.

An diesem Abend aber blieb es schön, und der nächste Morgen stieg wie frisch gewaschen aus dem See. Es war früh, sehr früh, und das Licht drängte sich durch die Ritzen der zugezogenen Gardinen. Ob mich das Licht wach gemacht hatte oder die präsenile Bettflucht oder beides – egal. Meist wachte ich beim ersten Licht (oder auch ohne das erste Licht) auf, weil ich mir Sorgen machte, die bei Licht betrachtet keine waren. Ich sah auf die Uhr, es war kurz nach fünf, und ich überlegte einen Augenblick, ob »die Kinder« schon aus Velden oder Pörtschach zurückgekehrt wären, und wie immer drückte mich eine leichte Angst davor, dass sie auf dem Heimweg mit jemandem mitgefahren wären, der zu viel getrunken hatte.

Auf einmal merkte ich: Etwas war anders an diesem Morgen. Et-

was, das ich noch nicht ausmachen konnte und das mich aber mehr und mehr in Unruhe versetzte. Es war, allmählich begriff ich es in der absoluten Stille: die absolute Stille. Ich hörte nichts. Nichts. Absolut nichts. Obwohl die Balkontür leicht geöffnet war, ab und zu blähte sich der Vorhang auf, auch er machte dabei kein Geräusch, war nicht zu hören.

Es war Hochsommer, und ich wusste auf einmal, was ich an dem beginnenden Tag unbedingt hätte hören müssen: Vögel. Sie, die jeden Morgen tschirpend, zwitschernd, tirilierend, kreischend, mit mahnenden Zwischenrufen oder albernen Dialogen die frische Helle begrüßten als ihre Tageszeit, sie waren verstummt.

Sonst, wenn ich um die gleiche Zeit, jäh aus dem Schlaf fahrend, ihr Gekreische, ihr Flöten, ihr vielstimmiges Geschrei gehört hatte, war mir eingefallen, wie ich früher oft dem Morgen entgegengeschlichen bin. Und dass mir mit meinem dumpfen Kopf in früherer Luft wie ein Programmpunkt stets die Brecht-Zeilen eingefallen sind, die diese Morgenkaterstimmung wiedergeben:

Gegen Morgen in der grauen Frühe pissen die Tannen
und ihr Ungeziefer, die Vögel, fängt an zu schreien.

Ob das jetzt meinen Kindern einfiel? Meinem Sohn eher als meiner Tochter. Ob ich ihnen das Gedicht schon einmal vorgelesen hatte? Ob ich, wenn nicht, das bald nachholen sollte? Nur um beim Aufwachen nicht darüber nachzugrübeln?

Jetzt aber: nichts. Jedenfalls kein Geräusch. Ich drehte mich zu meiner Frau, sah sie ruhig atmen, hörte es aber nicht. Auch ihr tiefer Schlafatem war nicht zu hören. Zuerst blieb ich ziemlich steif und reglos liegen. Doch unterbrach ich diese Ruhelage durch aufgeregte, unkoordinierte Bewegungen, mit denen ich aber meine Frau nicht unnötig wach machen wollte. Ich kratzte mit dem Fingernagel über die Bettdecke, mit dem Finger vorsichtig auf dem Bettrand, auf dem Nachtkästchen. Nichts.

Meine Frau fuhr aus dem Schlaf.

»Was machst du denn schon wieder?«, fragte sie.

»Ich höre nichts!«, sagte ich. »Hörst du was?«

»Ja, dass du wieder Krach machst im Bett!«, sagte sie. »Du hast mich geweckt.«

»Hörst du die Vögel?«, fragte ich.

»Jetzt ja!«, sagte meine Frau. »Du hast mich ja geweckt.«

»Ich aber höre sie nicht«, sagte ich. »Und dich höre ich wie durch Watte.«

»Was ist denn das schon wieder?«, sagte meine Frau.

»Ich höre nichts!«, sagte ich. »Ich habe mein Gehör verloren! Wie der späte Beethoven!«

Je heller es wurde, desto deutlicher geriet ich in Panik, weil ich immer mehr von der Furcht befallen war, über Nacht taub geworden zu sein. Meine Frau hatte gemeint, dass ich wahrscheinlich nur Wasser im Ohr hätte. Vom Schwimmen. Ich hüpfte daraufhin abwechselnd auf dem rechten und dem linken Bein herum, wobei ich den Kopf neigte und mir den Zeigefinger in das jeweils gesenkte Ohr steckte oder mit der flachen Hand gegen die passende Schläfe schlug. Nichts. Ich sagte meiner Frau, dass ich nicht das Gefühl hätte, Wasser im Ohr zu haben.

»Wahrscheinlich bin ich taub«, sagte ich dumpf. »Ich bin wahrscheinlich taub.« Nach einer Pause: »So ist das im Alter! Es überfällt einen! Über Nacht! Nie mehr die Vögel hören!«

Es war Sonntagmorgen. Sechs Uhr. Ich habe mir dann bei der verschlafenen jungen Frau an der Rezeption ein Taxi bestellt. Ehe es kam, es brauchte von Klagenfurt eine Weile, bin ich vor dem Hotel auf und ab gelaufen, habe mit den Füßen aufgestampft, mein Fußstampfen nicht gehört. Ich habe den Kopf gegen den See geneigt. Weder hörte ich sein Platschen und Schmatzen, noch hörte ich Menschen- oder Tierstimmen. Auch die vielleicht fünfhundert Meter entfernte Bundesstraße schwieg wie ausgestorben.



Hellmuth Karasek

Süßer Vogel Jugend oder Der Abend wirft längere Schatten

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-40547-9

Heyne

Erscheinungstermin: August 2008

Ironisch, phantasievoll, spontan

Wer alt wird, hat Glück – schon allein, weil er erlebt und erkennt, welches Unglück das Alter ist: ein Fluch, den man zum Segen erklären muss, nichts anderes bleibt einem übrig.

Selten hat jemand so klug, so pointenreich, vergnüglich und nachdenklich über das geschrieben, was uns allen bevorsteht.



[Der Titel im Katalog](#)